In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 283. Posen, den 8. Dezember 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von **Karl Busse.**

(14. Fortsetzung).

„Ja," sagte er mit fast harter, tränenloser Stimme, „Ihr seid da . . . Ihr müßt euch nun zusammennehmen, Kinder. Wir bleiben jetzt allein. Günther ist tot."

Ilse schrie auf, umfaßte ihn. „Papa . . . lieber Papa!" Tränen schossen ihr ins Auge. Und während sie liefen, liefen, führte sie den alten Mann in das dunkle Zimmer zurück, auf den Stuhl, auf dem er schon Stunden über Stunden vor der amtlichen Anzeige gesessen hatte.

Von unten kam das mitleidige Murmeln der Dienstboten, die kopfschüttelnd und ratlos in die Küche zurückdrängten.

Auf Lütting gab keiner acht. Sie hielt sich noch immer totenblaß am Geländer — nur ein kurzes trockenes Schlucken brach aus ihr heraus. Dann reckte sie sich noch starrer auf und stieg, die Hand immer auf dem Geländer, in ihr Zimmer empor. —

Als die Köchin, eine dicke, gutmütige Person, nach zwei Stunden klopfte und mit gedämpfter, wehleidiger Stimme fragte, ob das Fräulein denn gar nichts essen wolle, erhielt sie keine Antwort.

Nachts aber schreckte das Hausmädchen plötzlich empor. Ihr war, als hätte es nebenan durch Dunkel und Stille verzweifelt geschrien.

Sie setzte sich leise im Bett auf und horchte, aber nur die regelmäßigen Atemzüge der Köchin waren hörbar. Nebenan war alles still.

Da glaubte sie, daß ein Traum sie genarrt hätte, und drehte sich schläfrig wieder um.

VIII.

Richard Wilke prustete in seinem Schlafzimmer wie ein Seehund. Er hatte Haarweh und tauchte mit leisem Stöhnen den Kopf immer wieder in die Waschschüssel. Es war gestern doch eben zu viel gewesen.

Schadete nichts! Dafür hatte er ein neues leuchtendes Ziel gefunden, in dem aller Schmerz sich linderte, das ihm Trost und Erlösung war.

In einer großen Arbeit genesen! Der Menschheit dienen und seinen Namen unsterblich machen! Auf Talglück verzichten und Gipfelglück, Adlerglück suchen!

So kaufte er sich zunächst für fünfzig Pfennig ein Schreibheft und starrte tagtäglich nach dem Unterricht angestrengt auf die jungfräulichen Seiten. Dann verfügte er sich — um besser denken zu können — auf die Chaiselongue. Natürlich war aller Anfang schwer, aber immer, wenn er so lag, strömten von allen Seiten die Gedanken auf ihn zu. Er hatte sich entschlossen, bei dem Thema „Kultur und Weib" zu bleiben. Und da drängten sich nun die Gestalten der Bibel, drängten sich die Frauen von Hellas, entsandte die ewige Roma ihre Schönen, und neigten sich deutsche Burgherrinnen den Bitten der Ritter. Aus allen Zeiten und Zonen kamen sie, Zug um Zug fügte sich in das bewegte Gemälde, geniale Einfälle blitzten ihm auf . . .

Aber immer, wenn er dann zum Schreibtisch rannte und all die Bilder und Ideen skizzieren wollte, war er wie vor den Kopf geschlagen. Nichts ließ sich fangen und festhalten; was ihn in überreicher Fülle umgaukelt hatte, war verschwunden, und es kam erst wieder, wenn er sich von neuem auf die Chaiselongue verfügt hatte. Die Folge war, daß er nun stundenlang darauf lag. —

Am fünften Tage packte ihn die Wut. Er faßte die neue Chaiselongue am Kopfende und schüttelte sie, als ob sie die ganze Schuld trüge. Sie verführte zum Träumen und Faulenzen — konnte man sich vorstellen, daß Homer, Dante, Goethe oder selbst Ranke, Treitschke und Mommsen auf solchem Nichtstuermöbel die Unsterblichkeit gefunden hatten?

Also 'raus damit!

Und er klingelte dreimal so heftig, daß seine Wirtin, Frau Dawideit, erschreckt hereinstürzte.

Ihr Mieter hatte den Schicksalsblick. Mit einer Handbewegung, die eine unsäglich bittere Verachtung des harmlosen Möbelstückes ausdrückte, sagte er kurz und energisch: „Haben Sie die Güte, mir möglichst sofort diese Chaiselongue aus den Augen zu schaffen!"

Frau Dawideit war aus Ostpreußen. Sie glaubte zuerst, ihr Mieter habe den Rappel bekommen. Fassungslos schlug sie die Hände zusammen.

„Erbarmen! Herr Doktorchen . . . liebstes, trautstes! Wo sie doch eben neu angeschafft ist!"

Ja gewiß, es stimmte Angeschafft sogar auf seinen dringenden Wunsch! Früher, in der Verblendung, hatte er auf derartige Dinge Wert gelegt. Aber jetzt schüttelte er den Kopf, lachte kurz auf, kreuzte die Arme wie Napoleon und sagte: „Beste Frau Dawideit, wir haben im Deutschen ein prachtvolles Wort für dieses Möbel. Wissen Sie, wie es heißt?"

Und mit sittlicher Entrüstung, als hätte die biedere Wirtin daran Schuld, als täte sich ein Abgrund von Verderbtheit auf, sprach er: „Es heißt Lotterbett! Wer sich aufs Lotterbett legt, auf die Genußseite, der ist für jedes höhere Schaffen verloren. Goethe wußte, weshalb er kein solches Lotterbett in seinem Studierzimmer duldete! Nun, auch ich habe eine große Arbeit vor . . . ein Lebenswerk, verstehen Sie? Also bitte . . . Wenn ich selber anfassen soll — —"

Und mit der noch immer fassungslosen Dame aus Lyk trug er die Chaiselongue hinüber.

Sie könnten mir nachher gleich die Lampe bringen! Lampenlicht sammelt und beruhigt!" —

Nun war in seinem Zimmer ein kahler Fleck entstanden. Es sah scheußlich aus, aber mit wahrer Wollust schritt er gerade auf diesem leeren Fleck hin und her, setzte sich dann auf den harten Arbeitsstuhl und sagte sich: „Nun werd' ich niemals wieder weich sitzen! Doch bei alledem war ihm, als fühle er schon ein bißchen eisige Höhenluft wehen, und als rücke er mehr und mehr von dem bequemen Talglück ab. Es war der Ansatz zu einem Märtyrergefühl, das sich in ihm erhob und das er wollustvoll und schauernd hegte.

Nach geraumer Zeit brachte Frau Dawideit die Lampe und das Abendblatt, das der Zeitungsjunge eben in die Korridortür geklemmt hatte.

„Erbarmen," jammerte sie . . . „Herr Doktorchen,

was sagen Sie zu dem jungen Hoermann? Eben steht's im Blättchen, und ich denk', der Schlag soll mich rühren."

Erschrocken starrte sie Richard Wilke an. Er wurde plötzlich aus allen Höhenflügen durch eine harte Hand gerissen.

„Wer? Der junge Hoermann?"

Und schon schlug er verstört die Seiten um, irrte zehnmal mit den Augen am rechten Flecke vorbei und wurde dann ganz blaß.

Richtig: da stand es. „Durch einen schweren Schicksalsschlag ist unser Mitbürger, Herr Professor Hoermann, in tiefe Trauer versetzt worden . . ."

Eine lange Litanei. Er las nur eins daraus: Günther war tot.

Er hatte die Arme über das Blatt gelegt und sah reglos auf die Buchstaben. Sie blieben stehen — sie veränderten sich nicht — es hatte alles seine Richtigkeit.

Doch als Frau Dawideit aus Lyk zu jammern begann, schob er sie aus der Tür und setzte sich dann wieder an den Schreibtisch, ohne sich diesmal der Härte des Stuhles bewußt zu werden.

Das Leben war brutal. War grausam und sinnlos. Und es hatte ihn doch früher so freundlich und lustig gedünkt, als wär's eine grüne Spielwiese mit Blumen und Ringelreihen!

Bekümmert schüttelte er den Kopf. Er las noch einmal, und diesmal Wort für Wort, die Zeitungsnotiz. Dann schweifte sein Blick zu dem Fünfzigpfennigheft. Da nickte er: ihm war, als wiese auch dieses Ereignis ihn ernst und stumm auf den schweren Weg, den er gehen wollte.

Morgen mußte er den Kondolenzbesuch abstatten. Ein saurer Gang . . . sauer noch nach dem, was zwischen ihm und Ilse Hoermann passiert war. Und er hatte nur die Hoffnung, nicht angenommen zu werden.

Aber er hatte seine Karte umsonst mit dem p. c. versehen. Walter war gerade zu Hause und ließ ihn hineinführen. Der alte Professor und die jungen Damen waren auch für ihn nicht sichtbar.

„Ja," sagte der junge Arzt bitter, „wer hat nun wieder recht gehabt? Aber es hat ja niemand hören wollen. Ach, Junge! Ich bin noch der Einzige, der hier den Kopf oben behält. Mein alter Herr übersteht das ja nicht. Er ist ganz weiß geworden. Er sitzt in dumpfem Brüten da — ganz gebrochen. Und das Schlimmste ist: ich glaube, er macht sich heimlich Vorwürfe. Als ob er mit seiner afrikanischen Leidenschaft unsern armen Günther angesteckt und ins Grab gelockt hätte."

Sie saßen sich schweigend gegenüber. Dann fragte Richard Wilke, ob man Näheres wisse . . . über Sterben und Tod Günthers.

„Kopfschuß," erwiderte Walter lakonisch. „Es scheint, er hat sich nicht lange zu quälen brauchen. Er war ein heller Mensch."

Und mit einem finsteren Lächeln: „Wie viel ist uns dies Land da unten für die Zukunft schuldig, um das so viel Blut und Tränen geflossen sind?"

Als müßten sie dort eine Erklärung für all das Traurige finden, starrten sie beide wortlos eine ganze Zeit auf den Boden. Dann erhob sich Richard Wilke, drückte dem Freunde die Hand und ging.

Er hatte ja gewußt, daß er in ein Trauerhaus kam, aber nun hatte es ihn doch, trotzdem er keine Träne gesehen, seltsam gepackt und bedrückt. Es ging durch das ganze Haus nicht so ein starker, rüttelnder und schüttelnder Schmerz, als eine lähmende Verzagtheit, eine dumpfe Hoffnungslosigkeit, die aus allen Winkeln sah. Noch draußen trug er es wie eine Last auf seinen Schultern. Erst als er in die Hauptstraße einbog und das wache Leben unbekümmert um Tod und Trauer mit lautem Klang um ihn schaffte, hob er den Kopf wieder.

Ein Vorortzug brauste über die Brücke, die ferne die Straße überspannte.

Schwer, schwer, schwer sagten die Räder, die sich drehten. Die Eisenteile der Brücke schütterten, es war ein Donnern und Rollen.

Aber der Rhythmus der stampfenden Maschinenglieder schien sich zu ändern. Arbeit, Arbeit, Arbeit! scholl und schlug es deutlich.

Arbeiten und nicht verzagen, dachte Richard Wilke.

Und er ging, während der Zug sich pfauchend in der Ferne verlor, zu „Kultur und Weib" zurück.

* * *

Es goß in Strömen. Und heulend wie eine ungezähmte Bestie sprang der Sturm von Wipfel zu Wipfel, tanzte in den Kronen, zerschmetterte Aeste und blies den Regen mit solcher Gewalt gegen die Fenster und Mauern, daß das Wasser klatschend wieder davon zurücksprang.

Der ganze Park war in Aufruhr; der alte Park ward wieder jung. Durstig trank der Boden nach den heißen Tagen die ersehnte Labung.

Walter Hoermann stand in dem langen Eßzimmer am Fenster und sah hinaus. Ilse half dem Hausmädchen beim Abräumen der Tassen. Es geschah leise, als dürfe in diesem Hause des düsteren Schweigens selbst das Geschirr nicht klappern.

Lütting war mit schmalen, herb geschlossenen Lippen ein paarmal um den Tisch gewandert. Sie unterbrach das Schweigen zuerst.

„Wenn Sie fertig sind, Marie, stellen Sie mir die Ueberschuhe zurecht."

Ihr Bruder drehte sich halb um.

„Willst du jetzt etwa ausgehen?"

„Ja," sagte sie.

Er lachte kurz auf. „Na . . . viel Vergnügen!'

Aber er blickte ihr nach, wie sie aus der Tür schritt. Sie sah in dem schwarzen Kleide merkwürdig aus . . . er wußte selbst nicht wie. Aus der dunklen Krause stieg Hals und Kopf in wächserner Blässe. Blutarmut, sagte der Arzt in ihm und schüttelte mißbilligend den Kopf. Aber es schaute eigen aus, dieses rassig schmale, totenblasse, etwas hochmütige Gesichtchen mit dem aschblonden Haar. Nur daß Lütting sich jetzt den alten Regenmantel anzog, der sie unförmig erscheinen ließ und entstellte.

„Wohin will sie?" fragte er nach einer Weile.

Ilse, die noch im Büfett kramte, zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich nur 'raus!"

Es klang gepreßt. Der Bruder nickte.

„Beinahe könnt' man's begreifen." Und während er sich wieder umdrehte und an die Scheiben trommelte, sprach er, als entlüde sich in den Worten alles, was er seit Tagen stumm in sich hineingefressen: „Ich bleib' nächstens auch fort. Bei mir drüben kann man doch wenigstens atmen. Hier aber wird man . . . wird man ja . . ."

Er suchte vergebens nach dem passenden Wort.

„Aeh," machte er dann und packte den Riegel, als wollt' er die Fenster aufreißen, „hier erstickt man ja! Herr und Heiland, es ist ja schrecklich, daß der arme Günther tot ist, aber wir können doch deshalb nicht auch sterben, wir können doch deshalb nicht immer nur dumpf vor uns hinstarren und jeden Bissen, den wir essen, als Sünde gegen das Andenken des Toten empfinden. Manchmal könnt' man schreien . . ."

Jetzt drehte sich Ilse nach ihm um.

„Bin ich's, die das macht?" fragte sie nur.

Er zuckte die Achseln. Nein, nein, er wußte so gut wie sie, daß es vom Vater ausging. Daß der niedergebrochen und apathisch drinnen saß und es jedem Leben eigentlich übel nahm, daß es noch lebte, anstatt tot und starr dazuliegen wie sein Liebling.

Es war nichts dagegen zu machen. Sie hatten alles versucht. Mit List und Liebe, mit sanfter Gewalt und Ueberredung. Bis er sie beinahe haßerfüllt von sich gestoßen hatte.

„Hier könnt' nur einer helfen," sagte Ilse. Und als der Bruder sie fragend ansah: „Aber der ist tot."

„Ja natürlich . . . ach, ich wollte —"

(Fortsetzung folgt.)

Gastfreundschaft.

Es kann vorkommen, daß man mitten im zwanzigsten Jahrhundert anläßlich einer harmlosen Einladung bei Tisch mit dem immer noch sehr beliebten Nötigen heftig gequält wird, obgleich über diese „mittelalterliche“ Sitte schon so manche moderne Betrachtung angestellt worden ist.

Nicht alles, was „mittelalterlich“ ist, ist unumstritten gut; und ob das Nötigen bei Tisch zu den guten oder schlechten Sitten des „Mittelalters“ zu rechnen ist, ist mindestens unentschieden. Aber so viel ist klar: heutzutage ist es einfach **sinnlos**.

Denn was bedeutet für unser Zeitalter eine Einladung, ganz abgesehen davon, daß sie unbedingt als ein Zeitverlust für sämtliche Beteiligten eingeschätzt werden muß? Eine Einladung ist der Versuch eines Einzelwesens, zwischen sich als Wirt und einigen anderen Einzelwesen als Gäste für einige Zeit eine Reibungsfläche zu schaffen, die sich nachher — nach Tisch — eventuell auf die Gäste unter sich verteilen kann und immer die Gefahr von unerwünschten Zündungen in sich birgt.

Jedenfalls sind **zwei** Parteien da, und die harmloseste Teilung ist: hie Wirt, hie Gäste.

Welches ist der Standpunkt des Wirtes bei Gelegenheit einer Einladung?

Entweder er ist selbst eingeladen gewesen und fühlt die moralische Verpflichtung, sich zu rächen. Oder er will sich anderen Menschen verpflichten. Oder er will ein paar liebe Menschen einige Stunden nach dem langweiligen Tagewerk fröhlich genießen. Oder auch — aber das wird in den seltensten Fällen der Zweck eines Gastmahls sein — er hat ganz einfach eine humane Anwandlung und will Hungrige füttern. Und das wäre der einzige Grund, der eine Einladung überhaupt rechtfertigt.

Und was denkt sich der Gast, wenn er eine Einladung bekommt?

Er geht hin, weil ihn die Sitte zwingt, Menschen, die ihn mit ihrer Anwesenheit beehrt haben, wieder zu beehren. Oder weil er dem Wirt irgend eine Gefälligkeit erwiesen hat und es für recht und billig hält, daß dieser sich irgendwie dafür revanchiert. Oder weil ihm der Gastgeber sympathisch ist und er keine besonderen Gründe dagegen hat, ein paar Stunden in angenehmer Gesellschaft zu verleben. Oder auch — und das wäre eigentlich wieder die einzige triftige Entschuldigung dafür — eine Einladung anzunehmen, weil er fünf Minuten vor Monatsschluß nicht mehr die Mittel hat, sich für eigene Rechnung anständig sattzuessen.

Es ist leicht einzusehen, daß es in keinem dieser Fälle notwendig ist, den Gast zu nötigen. Im ersten Falle essen sich die Gäste zu Hause satt, damit es nicht aussieht, als ob . . . Im zweiten Falle wird sich der Gast selbst darüber klar sein, ob der in Frage kommende Dienst, den er dem Wirt geleistet hat oder noch leisten soll, eine große oder eine kleine Portion verdient. Im dritten Falle ist das Essen überhaupt nicht die Hauptsache, sondern der geistige und seelische Kontakt der Anwesenden. Und im vierten Falle? Seien Sie sicher, **der** Gast ißt sich ganz bestimmt **unaufgefordert** satt.

Also, gnädige Frau, Sie brauchen unbedingt nicht zu fürchten, daß man Sie falsch beurteilt, wenn Sie Ihre Gäste nicht nötigen. Kein Mensch wird annehmen, daß Sie sich Gäste einladen, um Ihren Geiz zu beweisen. Bedenken Sie vielmehr, daß ein Gast, wenn er nicht den Anweisungen der verschiedenen Werke über „Takt und Ton in allen Lebenslagen“ geradezu hohnsprechen will, unmöglich sagen darf, so wirksam es auch wäre: „Ich danke wirklich — ich platze nächstens“, oder: „Mein Arzt hat mir ausdrücklich alles verboten, was Sie mir hier vorsetzen, und ich habe keine Lust hinterher ein halbes Pfund schlecht schmeckenden Natrons zu verschlingen“, oder: „Danke sehr, ich habe schon besser gegessen!“

Nach den Regeln der Höflichkeit ist der Gast dem Gastgeber hilflos ausgeliefert, und des letzteren Pflicht ist Großmut.

Wenn also der Gast dankt, nehmen Sie immerhin an, daß einer von den drei angeführten Gründen vorliegt, und versuchen Sie nicht, seine gute Erziehung oder gar sein Leben in Gefahr zu bringen, indem Sie ihm ein besonderes leckeres Stück auf den Teller packen. (Ach so, ich vergaß, daß das nur noch auf dem Lande Mode ist.)

Aber lassen Sie ruhig Ihre Sklaven mit derselben Schüssel immer dreimal um den Tisch wandern — vorausgesetzt natürlich, daß genug drauf ist —, dann können Sie sicher sein, daß jeder Gast so viel nehmen wird, wie ihm sympathisch ist, und die Unterhaltung bei Tisch kann, losgelöst von allem Irdischen, als beste Würze des Mahles über dem Ganzen schweben.

Sie meinen, es sei nicht der Zweck der Würze, irgendwo zu schweben? Sie haben recht. Aber ich habe auch recht.

Falls wirklich ein Gast hungrig von Ihrem Tische aufstehen sollte, gibt es zwei Möglichkeiten der Schuld und Sühne:

Entweder es schmeckt dem Gast wirklich nicht. Dann sind Ihre Gerichte schlecht gekocht, oder Sie haben den Geschmack des zu beglückenden Objektes nicht getroffen. Laden Sie ihn noch einmal zu zweifelloseren Genüssen ein, und die Schuld ist gesühnt.

Oder aber der Gast ziert sich, er möchte nicht für unbescheiden gehalten werden usw. Dann muß er erzogen werden, indem man ihn ruhig hungrig vom Tisch aufstehen läßt. Er wird seine Schuld selbst bereuen und sühnen, indem er das nächste Mal nicht versucht, Sie zum Nötigen zu zwingen. Und wenn nicht, dann ist er ein hoffnungsloser Fall und verdient nicht, daß Sie ihn vom Hungertode retten.

J. A. W. Sch.

Ausschlafen.

Wie oft hört man nicht den Ausruf: „Ach, wenn ich doch nur einmal recht ausschlafen könnte!“ Unzähligen Menschen unserer Zeit scheint ein längeres Schlafen-Können gleichsam als ein fernes Ideal vorzuschweben, das sie selten oder nie erreichen können. Forscht man aber nach den Gründen des offenkundigen Schlafbedürfnisses, so kann man auf die verschiedensten Ursachen stoßen. Der Schauspieler, der nach einer anstrengenden Abendvorstellung nachts im Kabarett mitwirken oder unter den Augen des gestrengen Theaterleiters bis in die frühen Morgenstunden hinein proben muß, der Journalist, der in der Nachtredaktion einer großen Zeitung arbeitet, die Krankenschwester, die oft Tag und Nacht nicht aus den Kleidern kommt, die Dame der Gesellschaft, die vielleicht bis zum Morgengrauen als Königin irgend eines eleganten Festes geglänzt hat, am Vormittag zur Sitzung eines Wohlfahrtsausschusses fahren muß und nachmittags einen Kinobesuch verabredet hat, sie alle haben den einen Wunsch: schlafen, schlafen, so lange, bis der ganze Körper ausgeschlafen und ausgeruht ist und man sich von Grund aus wieder frisch und lebenskräftig fühlt. Wie viele aber können sich solch erquickendes Ausschlafen leisten? Wollte man eine Statistik aufstellen, so würde es sich ergeben, daß der moderne Mensch eigentlich gar keine Zeit mehr zum Schlafen hat. Unsere aktivistische Epoche erfordert ständige Wachsamkeit, ununterbrochene Anspannung, will man eine Leistung erzielen. Im Konkurrenzkampf aller Berufe und Persönlichkeiten gilt es, als erster auf dem Platze zu sein. Tempo tut not. Wer schläft, gerät ins Hintertreffen.

Ein altes lateinisches Sprichwort sagt: Sieben Stunden Schlaf genügen der Jugend wie dem Greisenalter. Die Wahrheit dieses Ausspruches aber ist eine durchaus relative. Auch ist man sich niemals einig über die Dauer und die Zeit des Schlafen-Müssens. Heutzutage besteht im allgemeinen die Ansicht, daß Kinder in den ersten zehn Lebensjahren so viel wie möglich schlafen sollten, und man hält von ärztlicher Seite die Eltern dazu an, ihre Kleinen auch tagsüber ein paar Stunden ruhen zu lassen, auch wenn das Kind selber sich dagegen sträubt. Daß der Organismus alter Leute ein vermindertes Schlafbedürfnis aufweist, ist eine bekannte Tatsache. Betagte Menschen schlafen spät ein, wachen früh auf und machen im Laufe des Tages meist ein kurzes Nickerchen, das sie dann wieder erfrischt. Bei den in der Vollkraft ihrer Jahre und ihrer Gesundheit stehenden Menschen ist die Dauer und auch die Zeit des Schlafens ganz individuell. Mit dem Tagewerk des Landbewohners hängt es zusammen, daß er „mit den Hühnern aufsteht und zu Bett geht“. Beim Stadtmenschen, der ja immer mehr oder weniger einem nächtlichen Leben und Treiben Rechnung tragen muß, wird sich die Schlafenszeit verschieben. Oft können Menschen, deren Tätigkeit eine konzentrierte Nervenanspannung voraussetzt, Wissenschaftler, Aerzte, Künstler und andere, gerade in der Nacht am besten arbeiten und werden dafür am Morgen desto länger „in den Tag hineinschlafen“. Und bei allen Angehörigen der Arbeiterklassen, die darauf angewiesen sind, „Nachtschicht“ zu machen, ist das Verhältnis von Tag zu Nacht gerade umgekehrt wie bei den anderen Menschen.

Es zeugt von einer gesunden Anpassungsfähigkeit des Organismus, wenn der Mensch imstande ist, versäumten Schlaf jederzeit mit Leichtigkeit nachholen und kompensieren zu können. Aber auch das ist eine Gabe, die den wenigsten vergönnt ist. Das Schlafenkönnen wird auch im hohen Maße beeinflußt durch die nervöse Veranlagung des einzelnen, durch den jeweiligen allgemeinen Körper- und Geisteszustand des Individuums. Starke Gemütserregungen, eine ungesunde Lebensführung wirken unbedingt schädigend auf den Schlaf und tun der durch ihn bedingten Erholung Abbruch, wohingegen ein äußerlich und innerlich wohlausgeglichenes Dasein gewöhnlich einen erquickenden und kräftigenden Schlaf gewährleisten.

Neue Funde in der Wüste Gobi.

Der bekannte amerikanische Wissenschaftler Dr. Andrews berichtete kürzlich über die Erfahrungen, die er gelegentlich seiner jahrelangen Forschungsarbeiten in dem Gebiete der Wüste Gobi gesamelt hat. Andrews verlegt den Ursprung unserer heutigen Tierrassen, ja sogar der Menschheit in dieses öde Wüstenland. Durch viele dort gezeitigte Funde hatte er sich überzeugen können, daß vor vielen Millionen Jahren in der Wüste Gobi Tiere gehaust haben, die im Laufe der Zeit unter Einwirkung klimatischer und anderer Verhältnisse die Entwicklung der uns bekannten Tiergattungen angenommen haben. Die interessanteste und wichtigste Entdeckung aber machte der amerikanische Forscher in der Gegend von Ehrlien. Er fand dort nämlich die Knochen des größten Säugetiers, dem man bis dahin jemals auf die Spur gekommen war und dessen Existenz der Wissenschaft völlig unbekannt war. Das gewaltige Tier soll vor 8 bis 9 Millionen Jahren gelebt haben. Einen richtigen Begriff von seiner Größe erhält man, wenn

man sich die Körperausmaße dieses prähistorischen Säugetieres vorstellt. Es hat eine Länge von 25 Fuß, eine Schulterhöhe bis zu 14 Fuß und einen 12 Fuß langen Hals. Sein Gesamtgewicht hat 200 Zentner. Der eine Knochen des Vorderbeines wog allein 200 Pfund. Das Ungeheuer muß der Rhinozerus-Gattung ähnlich gewesen sein, obgleich es einen langen Hals besaß. Die Expedition hatte ein Skelett und zwei Schädel dieses seltsamen Säugetieres gefunden.

Vom Hundertsten ins Tausendste.

Man erlebt immer neue Ueberraschungen. Da berichteten kürzlich ein paar Pariser Blätter die Mär von einer großen Krabbe, die man in der Nordsee gefangen und die in ihren Scheren ein ganzes, schweres Portemonnai gehalten habe. Ueber den Inhalt der Geldbörse aber verlautete bedauerlicherweise noch nichts Näheres. Wahrscheinlich hat der Pariser Korrespondent die Neuigkeit so eilig an sein Blatt telegraphieren müssen, daß ihm nicht Zeit blieb, die nähere Untersuchung des Fundes abzuwarten. Wie dem auch sei — die Meldung hat in Paris Sensation gemacht und offenbar manches ehrgeizige Journalistengemüt nicht ruhen lassen. Jetzt verlautet, daß bei Marseille eine große Krabbe entdeckt worden sei, die gar die Aktien eines ganzen Kinounternehmens mit ihren Scheren umklammert hielt. Ob diese merkwürdige Tatsache mit der verschiedenen Größe und Stärke der Nordsee- und der Mittelmeer-Krabben zusammenhängt, oder ob das Phänomen dem Gehirn eines phantasiebegabten Reporters entsprungen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Ebensowenig läßt sich die tatsächliche Art des Gegenstandes, den die unglückliche Krabbe in den Scheren beherbergt haben muß, erweisen. Aber nichts ist leichter denkbar, als daß der findige Kopf eines Sohnes der „großen Nation“ aus der Mücke den Elefanten, in diesem Falle die Geldbörse bzw. die Aktien aus einem Streifen Pergament oder einem bescheidenen Centimestück gemacht habe. Die Besitzer der Aktien werden jedenfalls nicht versäumen, sich beizeiten zu melden.

Belohnte Treue.

Im Jahre 1910 verließ Virgile Crumpacker aus Cincinnati den Hafen von Shanghai. Er hatte dort in der letzten Zeit schlechte Geschäfte gemacht und dabei einige tausend Dollar verloren. Da er seine Rechnung schon seit einigen Monaten nicht bezahlt hatte, wurde er mit seinem Diener, einem Chinesen, aus dem Hotel gewiesen. Sing-Tsan stellte nun freiwillig seinem verarmten Herrn als Dank für gute Behandlung eine im Dienst ersparte Summe zur Verfügung, die Crumpacker ihm bei der nächsten Gelegenheit zurückzuerstatten versprach.

Jahre waren vergangen. Sing-Tsan hatte in Shanghai ein kleines Unternehmen gegründet, und die Geschäfte gingen ganz gut. Vertrauensvoll und geduldig erwartete er täglich die versprochene Rückzahlung. Aber die Zeit verrann. Im Verlauf der chinesischen Bürgerkriege wurde Sing-Tsans Geschäft geplündert und eingeäschert, und der arme Teufel mußte sich als Kuli verdingen, um sich und seine Familie zu erhalten. Jeden Monat aber flehte er zu den Göttern, daß sie ihm doch noch das Himmelsgeschenk in Gestalt des schon längst fälligen Schecks bescheren möchten.

Die Geduld des treuen Chinesen war schließlich belohnt worden. Vor einigen Wochen wurde er in das Generalkonsulat der Vereinigten Staaten gerufen, wo ihn jemand erwartete. Dieser „jemand“ war niemand anders als sein ehemaliger Brotgeber. Crumpacker, der nach vielen schweren Jahren sich in Alaska ein Vermögen erarbeiten konnte, hatte die lange Reise nur unternommen, um seinen treuen Diener wiederzusehen. Er kaufte ihm ein kleines Haus und sicherte ihm eine ergiebige Lebensrente.

Das Gehör des Großstädters.

Ein Wiener Arzt hat, gestützt auf reiches statistisches Material, die Feststellung gemacht, daß das Gehör des neuzeitlichen Großstädters viel schlechter ist als das der Bewohner kleiner Städte und Dörfer. Die Ursache hierfür ist natürlich in den allzu starken Verkehrsgeräuschen zu suchen, die unser Hörvermögen mit der Zeit abgestumpft haben. Der praktische Schaden, der dem Einzelnen aus dieser Beeinträchtigung erwächst, ist ja im allgemeinen nicht sehr groß, wenn es sich nicht gerade um Menschen handelt, die beruflich auf feines Gehör angewiesen sind. Immerhin halten es aber die Aerzte für möglich, daß die dauernde Ueberlastung unserer Gehörsorgane zu einer Schädigung der Gehirnfunktionen führen könnte, und es wird bereits ernsthaft erwogen, ob die akustischen Verkehrssignale nicht einer neuen Regelung unterzogen werden sollen, bei der diese Beobachtungen berücksichtigt werden müßten.

■ Aus unserem Raritätenkasten. ■

381.

Die Muskulatur des Menschen enthält 1/4 der gesamten Blutmasse des Körpers.

382.

Der Hüftnerv oder Ischiadicus hat die Stärke eines Fingers. Er ist 11—14 Millimeter breit.

383.

Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf, bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte.

384.

Die Blutkörperchen des Menschen sind münzenförmige, kernlose, mikroskopische kleine Scheibchen mit einer tellerförmigen Aushöhlung auf beiden Seiten; sie erscheinen einzeln von gelblicher Farbe mit einem Stich ins Grüne.

385.

Im ewigen Schnee leben noch 11 Schmetterlingsfamilien mit 32 Arten.

386.

Die Römer machten bei ihren Beifallskundgebungen viel feinere Unterschiede als wir; sie hatten die verschiedensten Grade, dem Beifall Ausdruck zu geben. Diese Skala reichte vom leichten Klatschen mit einem Zipfel der Toga auf die Handfläche bis zu dem Dröhnen der heftig aufeinandergeschlagenen Hände. Man unterschied den „bombus“ einen dumpfen, fortgesetzten Lärm, die „testae“, den normalen Applaus, und endlich die „imbries“, die von höchster Begeisterung eingegebene stürmische Beifallssalve.

387.

Der Bandwurm hat einen stecknadelgroßen Kopf, einen zwirnfadenähnlichen Hals und je nachdem Hunderte bis 1200 und 1300 Glieder, in deren jedem bis zu 50 000 Eier enthalten sein können.

388.

Der eiweißhaltigste Fisch ist der Stockfisch; er enthält 79,1 Prozent, das Rindfleisch nur 20—35 Prozent.

389.

Ein scharfes Auge kann bei reiner Luft das Licht einer Normalkerze 10 Kilometer weit sehen.

390.

Der große Forscher, Maler und Techniker Leonardo da Vinci hat um 1495 den Gedanken des Fallschirmes beschrieben.

391.

Der Taktierstock wurde von Johann Baptist Lully, dem Hofkomponisten Ludwig XIV. eingeführt.

392.

Der älteste deutsche Holzschnitt stammt aus dem Jahre 1423.

393.

Im Karlsbader Sprudel gedeihen Algen bei 55 Grad, in den Geisern des Yellow-Stoneparks in Colorado in 85 Grad Hitze.

394.

Im Jahre 1633 war der Genuß des Kaffees in der Türkei bei Todesstrafe untersagt.

395.

Das Lustgas oder Stickstoffoxydul hat zuerst der Physiker Sir Humphry Davis (1778—1839) zur Narkose empfohlen.

396.

Die Wüste Sahara bedeckt eine Fläche, die 12 mal der Größe Deutschlands gleichkommt.

397.

Die Frösche besitzen eine unglaubliche Lebenszähigkeit. Aus getöteten und aufgeschnittenen Schlangen kriechen noch lebende Frösche und Kröten hervor, deren Hinterbeine bereits vollständig oder doch teilweise verdaut worden sind.

398.

Das Gewicht eines Hühnereies beträgt 30—72, im Mittel 53 Gramm, hiervon kommen auf die Schale 6, auf das Eiweiß 31 und auf den Dotter 16 Gramm.

399.

Bei körperlichen Anstrengungen nehmen die Zahlen der Atemzüge eher zu als die der Herzschläge.

400.

Graf Brühl, der berühmte sächsische Minister, besaß 300 verschiedene Anzüge und jeden doppelt. Er zog sich mindestens zweimal täglich um und erschien erst nach 2 Monaten in demselben Gewande.

401.

Ungefähr 12 Millionen rote Blutkörperchen wiegen 1 Gramm.

402.

Der Darm des erwachsenen Menschen ist durchschnittlich 7 1/2 Meter lang; der des Schweines 24, der des Rindes 57 Meter.

403.

Aristoteles hielt die Galle für einen nutzlosen Auswurfstoff; heute wissen wir, daß die Galle eine ungemein wichtige Rolle in der Fettverdauung, in der Darmdesinfektion und in der Anregung zur Darmtätigkeit innehat.

■ Fröhliche Ecke. ■

Emma. Emma heißt das neue Mädchen.
Besieht sie sich der Herr des Hauses.
Von hinten und von vorn. Von oben bis unten.
„Na, Emma,“ sagt er und reicht ihr die biedere Hand, „wir werden uns schon vertragen. Ich vertrage mich mit jedem Menschen.“
Meint Emma:
„Das habe ich mir schon von Ihnen gedacht, als ich die Gnädige sah.“

fh.

Einfache Taxe.

Frau Schicketanz hat einen Mann angefahren.
„Es tut mir schrecklich leid,“ bedauert Frau Schicketanz. „Ich werde Ihnen natürlich ein Schmerzensgeld geben. Was verlangen Sie?“
„Wieviel geben Sie denn gewöhnlich?“ fragt der Mann, sich die Birne reibend.